

Jene glücklichen Tage

Kurzgeschichte von Nguyễn Khải

1

Im April 1945 zogen wir zur älteren Schwester meiner Mutter in die Đỗ Hữu Vi-Straße, in der die Hanoi-Beamten wohnten. Beide Seiten hatten ihren Vorteil davon: Wir zahlten eine niedrigere Miete und konnten uns in jenen chaotischen Tagen unter den Franzosen und Japanern auf meine Tante und ihre Kinder stützen. Meine Tante wiederum vermietete lieber an ihre Schwester als an Fremde, und das extra-Einkommen war in diesen schwierigen Zeiten willkommen. Ich selbst war nicht sehr froh über diesen Umzug, in dieses Haus voller trauriger und unfreundlicher Frauen. Meine Tante war von Natur aus kalt und streng. Ihre beiden Töchter waren genauso abweisend und pflegten hämisch über andere herzuziehen. Mich nannten sie Dumpfbacke, weil ich schüchtern und ein bisschen unbeholfen war.

Insgesamt hatte meine Tante vier Kinder: Einen Sohn, den Erstgeborenen, der Arzt war und mit seiner Frau und drei Töchtern im eigenen Haus lebte, und drei Töchter. Eine Tochter, die Zweitälteste, war im Alter von 25 Jahren plötzlich gestorben, unverheiratet, sie hatte nicht mal einen Liebsten gehabt. Ihre Beerdigung war still und weiß. Die Pferde weiß drapiert, der Leichenwagen weiß lackiert, die Federbüschel an den vier Ecken des Wagens weiß, und alle Trauergäste in weißen Kleidern. Nur ein

Mann, der in einem gewissen Abstand zum Leichenwagen wartete, trug einen schwarzen Anzug. Mit beiden Händen hielt er vor seiner Brust ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen. Er blieb abseits, erst nach der Beerdigung, nachdem alle anderen gegangen waren, trat er vor das Grab, öffnete das Päckchen, kniete sich hin und legte einen Strauß weißer Blumen nieder.

Die anderen Töchter, Linh und Nga, waren nun 25 bzw. 22 Jahre alt. Sie hatten die Volksschule besucht und mit einem Zertifikat abgeschlossen. Aber keine der beiden ging arbeiten, sie hatten kaum Freunde und führten ein einsames und zurückgezogenes Leben. Intelligente, gebildete Frauen hatten es eben nicht leicht. Es gab einfach keinen Mann, in den sie sich verlieben könnten. „Wer würde denn eine dieser Schabracken heiraten wollen, sie werden als alte Jungfern enden“, lamentierte meine Tante oft meiner Mutter gegenüber.

Noch nie in ihrem Leben hatte meine Tante einen Finger für die Hausarbeit gerührt. Sie ging in den Tempel oder zum Glücksspiel – das war alles, was sie tat. Trotz ihrer völligen Nutzlosigkeit schätzte ihr Mann sie sehr, und ihre Töchter wagten es nicht, ihr in die Quere zu kommen. Ging sie aus, wurde es im Haus laut wie auf einem Marktplatz, kam sie zurück, schlichen alle auf Zehenspitzen umher wie Gespenster und unterhiel-

ten sich nur flüsternd. Meine Mutter sagte: „Sie ist ein Glückskind, von der Geburt bis ins hohe Alter. Jedem Menschen ist sein Los bestimmt.“

2

So war das früher gewesen. Seit wir einzogen waren, hatte sich die Lage der Familie aber erheblich verändert. Mein Onkel starb im Juni 1945. Er war Chemieingenieur, der Anfang des Jahrhunderts seinen Abschluss in Frankreich gemacht hatte. Während seiner letzten Monate litt er an einer Durchfallerkrankung, er siechte dahin und stank. Eines Abends, als es schon dunkel war, kam der Sohn, der Arzt, von Haiphong angereist. Er trug seine Arzttasche nach oben, setzte sich zu seinem Vater und unterhielt sich mit ihm bis Mitternacht. Dann kam er still herunter und sagte seinen Schwestern: „Lasst Vater schlafen!“ Früh am nächsten Morgen erklärte er: „Vater ist letzte Nacht gestorben.“

Danach blieb meine Tante zu Hause, Tag für Tag, Woche für Woche. Sowieso war kein Geld mehr da fürs Kartenspiel. Sie schloss sich oben ein, zog sich zurück und kam nur zu den Mahlzeiten herunter. Auch das Leben meiner Cousins änderte sich grundlegend. Sie sprachen sanfter, verhielten sich anderen gegenüber toleranter, nahmen alles leichter. Und sie gingen häufig aus, Nachmittags oder sogar den ganzen Tag. Bevor sie loszogen, verbrachten sie Stunden damit, ihre Kleider auszuwählen und sich zu schminken. Dann betrachteten sie sich gegenseitig, kommentierten dieses und jenes, neckten einander und brachen in unschuldiges, sorgloses La-

chen aus. Meine Tante sagte nichts dazu. Sie spürte, dass etwas Ungewöhnliches vor sich ging, tat aber so, als merke sie nichts.

Der Arzt aber, der Erstgeborene, das Familienoberhaupt, wollte sein Leben weiterführen wie gewohnt. Seine Herkunft, sein medizinischer Dokortitel, die Tatsache, dass er der Schwiegersohn eines Gouverneurs war, verliehen ihm einen gehobenen gesellschaftlichen Rang. Er hatte einen Namen, er hatte Geld. Die Weltenläufe mochten sich ändern, nichts aber würde seine althergebrachte Position tangieren.

Ich konnte es einfach nicht ausstehen, wie er meine Mutter als „Madame“ titulierte und sich selbst mit einem formellen Pronomen bezeichnete, als ob sie eine Fremde wäre¹, und ebenso wenig gefiel mir, wie meine Mutter ihn kleinlaut als „Monsieur“ ansprach, wobei sie unterwürfig kicherte.

Einmal hatte er in Hanoi zu tun und kam bei uns vorbei. Er sagte zu den Schwestern: „Ich möchte heute mit euch zu Abend essen.“

Sofort wehrte Linh ab: „Warum gehst du nicht ins Restaurant. Wir haben kaum was zu Hause.“

Während er missbilligend die Stirn runzelte, unterhielt Linh sich ungerührt weiter mit meiner Mutter, als ob nichts passiert sei.

Ein anderes Mal sagte er etwas zu seinen Schwestern, als sie zusammen bei Kuchen und Tee an dem kleinen Tisch

¹ Höfliche, freundliche Anreden und Bezeichnungen werden üblicherweise aus Familienbeziehungen abgeleitet, also etwa „verehrte Tante“, „Nefefe“, „kleine Schwester“ etc. (A.d.Ü.)

im Innenhof saßen. Die beiden antworteten lachend, woraufhin er schrie: „Lasst euch nicht auf diese Kommunisten ein, die Japaner werden ihnen den Kopf abschlagen.“

Linh erwiderte lautstark: „Nur ein dummes Tier würde einfach dasitzen und warten, bis man es köpft.“

Da sprang er auf, schnappte seine Tasche und lief hinaus, das Gesicht rot vor Zorn. Nga rief ihm nach: „Wie kann ein Mann nur so feig sein!“

Während des Abendessens fragte meine Tante dann: „Ist euer Bruder schon unterwegs nach Haiphong?“

„Sie haben sich gestritten, deshalb ist er schon weg“, antwortete meine Mutter.

Die Tante verzog das Gesicht: „Nach dem Tod des Vaters hat der ältere Bruder das Sagen. Wenn es ihm nicht gelingt, Frieden zu schaffen, dann ist das wohl eine unglückliche Familie.“

Linh stupste ihre Schwester schief lächelnd an: „Er ist ein gebildeter Mann, aber er weiß seine Würde nicht zu wahren. Ein Knecht für andere zu sein, ist alles, wonach er strebt, wenn nicht für die Franzosen, dann für die Japaner.“

Mit vor Wut purpurrotem Gesicht knallte meine Tante die Essstäbchen auf den Tisch: „Idioten! Wenn unsere Familie nicht die Franzosen als Brotgeber gehabt hätte, wovon hätten wir dann bis heute überleben können – vom Reiswasser etwa?“

3

Im Juli musste meine Tante das Bett mit den geschwungenen Füßen verkaufen, außerdem das Teekabinett und eine

Kollektion irdener Vasen, die als sehr wertvoll galten. Es folgten die Tunika aus Seidendamast und der Pelzmantel. Schließlich wurde auch die Fahrradruckscha verkauft, das einzige Transportmittel der Familie.

Aber die Mahlzeiten waren weiterhin üppig – eine Platte mit geröstetem Fleisch, Pilzsuppe, gebackener Fisch, Schnecken auf Ingwer-Blättern, gefüllte Hackfleischbällchen. Immer ein wahrlich opulentes Festessen, dachten meine Mutter und ich. Aber meine Tante konnte sich nicht mit dem Gedanken an einen Tisch anfreunden, auf dem lediglich zwei oder drei Gerichte standen. Selbst wenn sie nichts aß, hatte sie das unbedingte Verlangen, vor einem großartigen, fantasievollen Menü sitzen und es betrachten zu können.

Nachdem wir wochenlang unsere Mahlzeiten gemeinsam eingenommen hatten, schlug meine Mutter vor, das zu ändern. Meine Tante warf ihr finstere Blicke zu: „Wenn du separat essen willst, brauchst du nicht bei uns zu wohnen. Wir beide sind Schwestern. Warum sollten wir zwei Küchen haben? Und würden die Leute uns dafür nicht kritisieren?“

Meine Mutter musste nachgeben, auch wenn wir uns bei diesen gemeinsamen Mahlzeiten recht unbehaglich fühlten. Später am Abend wurde es dann aber ganz fröhlich. Abgesehen von meiner Tante, die nach dem Essen nach oben ging, hockte die ganze Familie bei abgeschirmtem Licht eng zusammen und lauschte Linh, die flüsternd aus einer Zeitung des Viet Minh-Hauptquartiers vorlas. Die Zeitung hatte ein kleines

Format, etwa wie ein Schulheft, sie war schlecht gedruckt, aber es war die einzige Zeitung, die es wagte, die Franzosen „Kolonialisten“ zu nennen und die Japaner „Faschisten“, die Trần Trọng Kim-Regierung ein „Kabinett der Lakeien und Vogelscheuchen“ und den Kaiser eine „Marionette“.² Damals war ich ziemlich naiv, aber ich war stolz, in solche rebellische erwachsene Aktionen eingebunden zu sein, in solch einer geheimen erwachsenen Atmosphäre leben zu dürfen. Damit hob ich mich von meinen Altersgenossen ab.

Dann begannen Linh und Nga, männliche Freunde zu Hause zu empfangen, etwas ganz Außergewöhnliches. Zuerst kam ein junger Mann, der aussah wie ein Student. Manchmal trug er weiße Shorts, manchmal einen gelben Anzug, vermutlich gehörte er einer alteingesessenen wohlhabenden Hanoier Familie an. Er pflegte am Nachmittag zu kommen, und dann saßen sie zusammen und unterhielten sich leise bis zum Einbruch der Dunkelheit. Den Großteil des Gesprächs bestritt der junge Mann, die beiden Schwestern saßen still da und hörten aufmerksam zu, ihre Gesichter strahlten in unschuldiger, bezaubernder Schönheit.

Meine Mutter fragte: „Wessen Freund ist er denn?“

Linh wurde rot, gab keine Antwort. Nga sagte leise: „Er ist ein Kader.“

Dann kam ein weiterer Mann dazu, wohl ebenfalls ein Kader, vielleicht von höherem Rang. Er schien der älteste der

Gruppe zu sein, trug Koteletten und eine Sonnenbrille. Er sprach wenig, lächelte selten und wirkte geheimnisvoll, gerade so wie die Figur Kỳ Phát in den Detektivgeschichten von Phạm Cao Củng³.

Dann kamen fast täglich weitere Leute, um die beiden Schwestern zu sprechen. In diesem Haus konnte man geheime Dinge sicher tun. Es lag in einer ruhigen Straße, hatte nur einen Besitzer, und auch wenn meine Familie dort lebte, so kamen und gingen wir doch, ohne unsere Nase in die Angelegenheiten der anderen zu stecken.

Anfang August klopfen wiederholt Händlerinnen an die Tür, die leere Flaschen, Metallreste und Entenfedern aufkauften. Doch bei uns wollten sie gar nichts kaufen oder verkaufen. Aus den Tiefen ihrer Körbe kramten sie sorgfältig in Zeitungspapier eingeschlagene Päckchen heraus und übergaben sie den beiden Schwestern: rotes und gelbes Fahmentuch. Im Haus gab es zwei Nähmaschinen. Die Schwestern und ich schleppten sie in die Kammer neben der Küche. Dort nähten wir vom Morgen bis Mitternacht. Dann kam meine Mutter dazu und half uns.

Die Tante fragte: „Was näht ihr denn den ganzen Tag lang?“

Meine Mutter antwortete: „Eine Wohltätigkeitsorganisation bat uns, ein paar billige Kleider zu nähen, um sie zu verteilen.“

Die Tante fragte nach: „Bezahlen sie denn etwas?“

Nga erwiderte: „Es ist Wohltätigkeitsarbeit, wie könnten wir da nach ei-

2 Trần Trọng Kim war vom 17.4.1945 bis zum 25.8.1945 Premierminister der Regierung des Kaiserreichs Vietnam (Kaiser Bảo Đại) unter japanischer Besetzung (Wikipedia)

3 Phạm Cao Củng (1913-2012) hat wohl die Detektivgeschichte in Vietnam eingeführt. (Wikipedia)

nem Lohn fragen?“

Die Tante verfolgte die Sache nicht weiter.

Nun musste aber die alte Haushaltshilfe allein zum Markt gehen und das Essen allein kochen. Die Mahlzeiten wurden sehr viel schlichter. Aber meine Tante war plötzlich sehr viel nachsichtiger, sie aß, was auf den Tisch kam, ohne zu murren oder jemanden zu beschimpfen, es gab lediglich einige geringschätzige Blicke und ab und zu ein sarkastisches Lächeln, was bei den Betroffenen ein unbehagliches Gefühl erzeugte.

Dann kam die Revolution. Ein Hanoi, ein August in Rot, jung und frei. Nicht ein Schuss fiel, nicht ein Mensch wurde getötet, und das machte sie zu einem besonders frohen Ereignis. Sogar derjenige, der am meisten verlor, der Kaiser, war glücklich und stolz, der Bürger eines unabhängigen Vietnam zu sein.

Ein paar Tage danach wurden die beiden Schwestern zum Arbeitseinsatz gerufen. Ich fragte mich, welche Arbeit sie verrichten sollten, und es stellte sich heraus, dass sie die Sicherheitsabteilung der Revolution, die in den Räumen der Sûreté des alten Regimes stationiert war, mit Essen zu versorgen hatten. Die Beiden, die dünn und schwach waren, die niemals zuvor irgendeine schwere Arbeit verrichten oder irgendjemanden bedienen mussten, standen nun bei Anbruch der Morgendämmerung auf, kauften auf dem Markt ein, um dann für einige Dutzend Leute zu kochen. Und dabei wirkten sie nun gesünder, fröhlicher, jünger, hübscher. Welche Wunder die Kraft der Hoffnung, der Liebe bewirkte! Sie könnte wohl sogar Tote zum Leben er-

wecken.

Einmal, als die ganze Familie in einer fröhlichen Gesprächsrunde beim Abendessen zusammensaß, fragte meine Mutter meine Tante: „Wusstest du, dass sich die beiden schon in jenen frühen konspirativen Tagen dem Viet Minh angeschlossen haben?“

Die Tante lächelte herablassend: „Denkst du denn, ich hätte sie vom Morgen bis in die Nacht hinein herumrennen lassen, wenn ich nicht Bescheid gewusst hätte?“ Niemand verstand, was sie meinte. Sie fuhr fort: „Ich habe den Kerl mit dem hellen Teint und dem zuvorkommenden Lächeln gleich durchschaut. Und der bärtige Sonnenbrillenträger wäre bestimmt gefasst worden, hätten sich die Dinge noch ein paar Monate länger hingezogen. Er sah nämlich aus wie ein Geheimagent, und das weckte Verdacht. Das Zimmerfenster oben geht auf den Innenhof hinaus. Die Jalousie war unten, sodass niemand einen dahinter stehenden Beobachter hätte sehen können.“

4

Ende 1946 zogen wir von Hanoi nach Hung Yên, wo meine Mutter herstammte. Dann kam der landesweite Widerstandskampf. Während der acht Jahre im Kampf gegen die Franzosen hatte ich keine Nachricht von der Familie meiner Tante. Erst 1955, als ich nach Hanoi zurückkehrte, konnte ich sie besuchen. Sie war damals schon über 70 und lebte mit ihrer Schwiegertochter und deren Kindern zusammen. Ihr Sohn, Arzt in der französischen Armee, war Anfang 1953 auf der Straße Nummer 5 durch eine Mine getötet worden. Nach seinem Tod

ging es mit der Familie abwärts. Mit den vielen Kindern lebten meine Tante und ihre Schwiegertochter von der Hand in den Mund. Es gab nicht genug zu essen. Meine Tante musste das alles ertragen, sie hatte nicht einmal Geld, um Arekanüsse⁴ zu kaufen. Ich bot ihr ein bisschen Geld an, von einem Autorenhonorar, das ich gerade erhalten hatte. Sie nahm es mit beiden Händen entgegen und sagte froh: „Ich danke dir sehr. Bitte besuche mich doch ab zu.“

Die beiden Schwestern hatten sich dem Widerstand angeschlossen, und ich hörte, dass sie verheiratet waren und Kinder hatten, aber ihre Familien nie meiner Tante vorgestellt hatten. Im folgenden Jahr starb meine Tante, aber ich hatte einen Auftrag und konnte nicht weg, und so verpasste ich die Gelegenheit, die Beiden zu treffen.

Im Jahr 1970 hatte ich etwas in der Stadt Yê Mý, Provinz Hung Yê, zu erledigen. Die Hauptstraße war wieder ihr früheres, lebhaftes, glückliches Selbst, denn Amerika hatte die Bombardierungen Ende 1968 gestoppt. Ich lief herum, schaute mir die Verkaufsstände mit aus Autoreifen gefertigten Sandalen an, als plötzlich jemand meinen Namen rief. Ich drehte mich schnell um. Eine korpulente Frau mit hängenden Augenlidern, Pausbäckchen und kurzgeschnittenen angegrauten Haaren stand in der Tür eines Fotostudios und starrte mich an. Sie war mir ganz und gar fremd, trotzdem antwortete ich: „Ja, ich bin K.“

Sie trat eilig heraus, packte mich bei

der Hand und zog mich hinein: „Komm rein, Junge, komm rein, du verdienst eine Tracht Prügel!“

Ich trug meine Militäruniform mit dem Major-Abzeichen am Kragen und wirkte recht groß und imposant. Wenn sie mich da „Junge“ nannte, musste sie mir sehr nahestehen, aber wer konnte sie nur sein? Sie bugsierte mich auf einen Stuhl, stellte sich mit in die Seiten gestemmten Armen vor mich hin und lächelte verschmitzt. „Du Dummerjan! Erkennst du mich denn nicht?“

Meine Güte, es war Linh! O Weh, Linh, wie konntest du so schnell altern, so herunterkommen! Mir kamen die Tränen, und ich konnte nur „O Gott!“ stottern, mehr wagte ich nicht zu sagen.

Ein Mann mit kurzgeschorenen grauen Haaren, nacktem Oberkörper und kurzen Hosen kam vom Hinterzimmer her auf mich zu. „Mein Mann“, sagte Linh. Ich stand auf und begrüßte ihn. Er nickte, betrachtete meine Insignien und sagte kurz angebunden: „So ein junger Major?“

„Er ist mein Cousin“, erklärte Linh, „der Sohn der jüngeren Schwester meiner Mutter.“

Ihr Mann setzte sich mir gegenüber, zog an der durch Tabakreste und Asche verunreinigten Wasserpfeife. Mit heiserer Stimme fragte er: „So, ihr habt euch gerade erst getroffen?“

So ein winziges, schmutziges Studio. Ich fragte mich, ob er der Fotograf war? Aber Linh erklärte, die Fotografie sei ihr Metier, ihr Mann habe als Pfleger im Bezirks-Krankenhaus gearbeitet, sei aber schon in Rente.

„Was ist mit...“, wollte ich fragen,

⁴ Areka- oder Betelnüsse wurden gerade von älteren Frauen gerne gekaut, u. a. als Appetit-dämpfendes Mittel (A.d.Ü.)

hatte aber den Namen des Mannes aus jenen frühen, konspirativen Tagen nie erfahren. Nach der Revolution war er nicht mehr in unser Haus gekommen, da er und seine Kollegen sich nun an ihrem Arbeitsplatz treffen konnten. Und ich hatte nie das Bedürfnis gehabt, herumzuschneffeln. Wie hieß er bloß?

Linh lächelte traurig: „Du willst dich nach Hạnh erkundigen? Er war mein erster Ehemann. Wir hatten eine Tochter zusammen, aber dann starb er an einem schweren Anfall von Malaria, die er sich im nördlichen Bergland zugezogen hatte. 1951 heiratete ich dann Túng hier. Wir haben zwei gemeinsame Kinder. Ich werde nie jene Tage in der Đõ Hữu Vi-Straße vergessen, was für eine großartige Zeit, was für eine Freude, nicht wahr?“

Ich konnte kaum etwas sagen, saß da wie vom Donner gerührt und betrachtete die wiedergefundene Schwester mit Magengrimmen angesichts der Veränderungen durch den Zahn der Zeit.

Etwas gezwungen sagte Linh: „Es ist schon fast Mittag, vielleicht bleibst du zum Essen?“

Ich hatte nicht einmal die Chance, abzulehnen, als ihr Mann schon herausplatzte: „Iss lieber im Bezirkskomitee, danach kannst du wieder herkommen. Wenn wir nur zu zweit unter uns sind, ist jedes Essen recht, aber für einen Gast ist es nicht angemessen.“

Am folgenden Nachmittag ging ich wieder hin, um mich vor meiner Rückkehr nach Hanoi zu verabschieden. Linh trug mir auf, unbedingt Nga und ihre Familie zu besuchen, sollte es mich jemals nach Tuyên Quang verschlagen. Ich

würde Ngas Ehemann kennen: der Bärtige mit der Sonnenbrille, der aussah wie aus einer Detektivgeschichte entsprungen. Er sei damals der Verbindungsbeauftragte der Gruppe gewesen. Sobald er beigetreten sei, habe er sich mit seinen „geheimen Aktivitäten“ gebrüstet. Zu seinem Glück sei die Revolution rechtzeitig gekommen. Ich fragte nach Ngas Adresse. Linh gab die Frage an ihren Mann weiter, und der suchte danach und murrte sie an. Sie hatten einander so lange nicht geschrieben, dass die Adresse nicht mehr aufzufinden war.

Ich nahm meinen Tornister und ging langsam zur Busstation von Yên Mỹ. Von tiefer Traurigkeit befallen, wagte ich es nicht, mich auch nur einmal umzudrehen und zurückzuschauen. Nun, man sollte nicht zu traurig sein über die Banalität des menschlichen Lebens. Es ist eben so, wie es ist, wie es immer ist. Jeder Mensch hat eine Zeit, in der er für eine Überzeugung lebt, für eine Liebe, für seine Träume, die zum großen Teil Illusionen sind. Diese schönen Träume, diese schönen Leben, diese schönen Gesichter wird es zu allen Zeiten geben wie eine unendliche Serie, sie folgen aufeinander bis in alle Ewigkeit.

August 1992

Quelle:

Nguyễn Khải: Đã từng có những ngày vui –
Those Days of Happiness,
in: *Vietnam Writers Association (Hg.):*
Một loài chim trên sóng – Birds over waves,
Bilingual short stories collection
Vietnamese & English, Hanoi 2019,
S. 229-235 (Vietnamesisch) –
S. 236-243 (Englisch von Nguyen Ba Chung).

Deutsch von Marianne Ngo